

HELEN GRANT DIE MÄDCHEN DES MÖRDERS



Weltbild

Die Welt von Pia ändert sich unversehens, als ihre Großmutter bei einem tragischen Unfall stirbt. Von nun an wird sie von den Bewohnern des Städtchens in der Eifel, wo sie mit ihrem Vater und ihrer englischen Mutter lebt, voller Furcht und Ablehnung betrachtet. Dann verschwindet während des alljährlichen Karnevals die junge Katharina – und Pia hat sie als letzte lebend gesehen. Im beschaulichen Ort entsteht eine bedrohliche Stimmung von Angst und Schrecken. Pia beschließt herauszufinden, was mit Katharina passiert ist. Doch wenig später ist schon das nächste Mädchen wie vom Erdboden verschluckt ...

»Grants hervorragendes Debüt vermeidet Gefälliges und Rührseliges und fesselt den Leser auf schaurig subtile Art und Weise. Ein Genuss!«

Helen Grant

Die Mädchen des Todes

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Henriette Zeltner

Weltbild

Die Autorin

Helen Grant, geboren 1964 in London, studierte klassische Philologie in Oxford und arbeitete dann zehn Jahre lang als Marketingmanagerin. Schon als Kind schrieb sie gern Geschichten. Außerdem reist sie gern, unter anderem in Asien und im Mittleren Osten. 2001 zog sie mit ihrer Familie nach Bad Münstereifel. Helen Grant hat ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte und die Legenden der Eifel; von ihnen wurde sie zu ihrem ersten Roman inspiriert. Seit 2008 wohnt sie mit ihrer Familie in Brüssel.

Die englische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel The Vanishing of Katharina Linden bei Penguin Books, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Helen Grant

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Piper Verlag GmbH, München

Übersetzung: Henriette Zeltner

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/istock

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-778-5

Für Gordon

1. Kapitel

Mein Leben hätte ganz anders verlaufen können, wäre ich nicht das Mädchen mit der explodierten Großmutter gewesen. Und wäre ich nicht in Bad Münstereifel zur Welt gekommen. Hätten wir in der Großstadt gelebt – na gut, ich will nicht behaupten, dass dann niemand davon Notiz genommen hätte –, aber dann wäre der Wirbel vermutlich nach einer Woche vorüber gewesen, dann hätte sich das Interesse der Öffentlichkeit einem anderen Thema zugewandt. Abgesehen davon lebt man in einer Großstadt anonym. Die Wahrscheinlichkeit, von irgendjemand als die Enkelin von Kristel Kolvenbach erkannt zu werden, wäre gleich null gewesen. Aber in einer Kleinstadt ... Klatsch gibt es in jeder Kleinstadt, in deutschen Kleinstädten ist er allerdings eine Kunstform.

Ich habe meine Heimatstadt als einen Ort mit ausgeprägtem Gemeinschaftssinn in Erinnerung, den ich manchmal beruhigend und dann wieder erstickend fand. Feste, an denen die ganze Stadt teilnahm, prägten den Wechsel der Jahreszeiten. Im Februar war das der Karneval, im Sommer das Kirschenfest, im November der Martinszug. Immer sah man dieselben Gesichter: unsere Nachbarn aus der Heisterbacher Straße, die Eltern, die sich jeden Mittag vor dem Schultor trafen, die Verkäuferinnen aus der örtlichen Bäckerei. Wenn wir mit der Familie abends zum Essen gingen, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass uns die Frau bediente, mit der meine Mutter am selben Morgen auf der Post geplaudert hatte. Und am Nachbartisch saß vermutlich die Familie von gegenüber aus der Straße. Man müsste schon sehr gewitzt sein, um an so einem Ort ein Geheimnis zu hüten – dachte zumindest jeder.

Wenn ich heute an jenes Jahr zurückdenke, erscheint es mir als Zeit der Unschuld. Damals erlaubte mir meine Mutter ohne Bedenken, mit zarten zehn Jahren allein durch den Ort zu stromern. Damals ließen alle Eltern ihre Kinder noch zum Spielen auf die Straße, ohne auch nur einmal den schrecklichen Gedanken zu haben, sie könnten nicht zurückkehren.

Das kam dann später. Meine eigenen Probleme begannen mit dem Tod meiner Großmutter. Der hat damals wirklich Aufsehen erregt, geriet aber natürlich in Vergessenheit, als der wahre Horror des darauffolgenden Jahres seinen Lauf nahm. Als klar wurde, dass in dem Städtchen irgendeine böse Macht am Werk war, erinnerte man sich an Oma Kristels Tod und sah in ihm ein Unheil verkündendes Omen. Ein Zeichen.

Das wirklich Unfaire an der Sache war, dass Oma Kristel eigentlich nicht explodiert, sondern vielmehr auf der Stelle verbrannt war. Doch Klatsch ist die kleine Schwester von Baron Münchhausen und verhindert, dass sich bei einer guten Geschichte die Wahrheit durchsetzt. Wenn man hörte, wie das, was passiert war, auf den Straßen von Bad Münstereifel und insbesondere auf dem Pausenhof der Grundschule, die ich besuchte, erzählt wurde, dann hätte man meinen können, meine Großmutter sei wie ein Brand in einer chinesischen Feuerwerksfabrik losgegangen, die Luft sei von Krachen und Knallen und schillernd aufflammendem buntem Licht erfüllt gewesen. Ich war jedoch dabei. Ich habe das Ganze mit eigenen Augen gesehen.

2. Kapitel

Es war Sonntag, der 20. Dezember 1998, ein Datum, das sich mir für immer ins Gedächtnis eingebrannt hat. Der letzte Sonntag vor Weihnachten, also der Tag, an dem wir die letzte Kerze am Adventskranz anzünden wollten, der letzte Tag im Leben meiner Großmutter, und wie sich erweisen sollte, das letzte Mal, dass in der Familie Kolvenbach Advent gefeiert wurde.

Meine Mutter, damals eine von nur drei britischen Staatsbürgern in dem Städtchen, kam mit den deutschen Weihnachtsbräuchen nie so wirklich zurecht. Normalerweise fiel ihr der Adventskranz erst kurz vor dem ersten Adventssonntag ein, und dann gab es nur noch schäbige, schiefe Dinger zu kaufen, die sich draußen vor dem Supermarkt am Ortsrand stapelten. In jenem Jahr hatten wir ein traurig aussehendes Etwas mit vier unglaublich blauen Kerzen, die unorthodox auf einem Ring aus künstlichem Grün steckten. Oma Kristel warf nur einen Blick darauf und ging dann los, um etwas Anständiges zu besorgen.

Der Kranz, den sie dann kaufte, war wunderschön: groß und aus dunkelgrünen Zweigen gebunden, mit roten und goldenen Bändern und winzigen Christbaumkugeln als Verzierung. Oma Kristel trug ihn so feierlich in unser Esszimmer, als sei er ein Weihrauchschwenker für das Jesuskind höchstpersönlich. Dort stellte sie ihn auf die Mitte des Tisches. Der Kranz meiner Mutter mit den unweihnachtlichen blauen Kerzen wurde auf ein Sideboard verbannt und kam schließlich unangezündet in die Mülltonne. Selbst wenn meine Mutter dazu irgendeine Meinung gehabt hätte, sie äußerte sie lediglich durch ein leichtes Kräuseln der Oberlippe.

An jenem Sonntag war ein besonderes Abendessen geplant. Wir erwarteten dazu nicht nur Oma Kristel, sondern auch Onkel Thomas, den Bruder meines Vaters, meine Tante Britta sowie meine Cousins Michel und Simon, die allesamt aus Hannover anreisten. Meine Mutter, die deutscher Haushaltsführung ansonsten ziemlich kritisch gegenüberstand, hatte sich mit Kochen und Putzen total verausgabt. Wir wohnten in einem dieser typischen alten Eifler Fachwerkhäuser, die von außen wahnsinnig pittoresk, doch innen sehr niedrig und dunkel sind. Die winzigen Fenster lassen nur ganz wenig Tageslicht herein, sodass die saubersten Zimmer schmutzlig wirken.

Die Menüauswahl führte zu ähnlichem Stress. Onkel Thomas war ein Mann mit sehr einfachem Geschmack, und undeutsches Essen hätte er wohl ebenso ungern verzehrt wie Witchetty-Maden. Meine Mutter quälte meinen Vater zunächst ein bisschen damit, dass sie drohte, Curry und Chips zu machen, doch letztlich war ihr die Vorstellung, Onkel Thomas würde sein Essen auf dem Teller hin und her schieben wie ein Pathologe eine Stuhlprobe, wohl doch nicht recht. Sie beschloss, einen Gänsebraten mit Leberfüllung zu machen. »Alles, was an Leberwurst erinnert, ist für Thomas und Britta garantiert der Hit«, murmelte sie.

Gerade hatte meine Mutter die Gans fertig gemacht und mein Vater den Wein entkorkt, da traf Onkel Thomas mit Familie ein. Onkel Thomas entzog dem Haus nahezu das

komplette Tageslicht, als er durch die Haustür trat, seine Schultern füllten den Türrahmen perfekt aus. Tante Britta, eine zierliche Frau mit Beinen wie Stöcke und vogelähnlich schnellen Bewegungen, folgte ihm. Danach kamen Michel und Simon.

In Deutschland ist es ja üblich, dass ein Kind auf die Besucher zugeht und ihnen die Hand gibt. Ich hasste das und hielt mich extra im Hintergrund, aber Oma Kristel schob mich mit einem perfekt getimten Schubser nach vorne. Widerstrebend hielt ich Onkel Thomas die Hand hin, sie versank in dessen riesiger fleischiger Pranke.

»Hallo, Pia.«

»Hallo, Onkel Thomas«, erwiderte ich pflichtbewusst, damit er meine Hand rasch losließ und ich meine Finger unauffällig an meinen Hosenbeinen abwischen konnte, denn Onkel Thomas hatte immer feuchte Hände.

»Bist du aber groß geworden«, sagte er auf seine herzliche Art.

»Mhmm«, murmelte ich und hatte dann den rettenden Einfall. »Ich muss Mama in der Küche helfen.«

Erleichtert floh ich in die Küche, wo das Kondenswasser an den winzigen Glasscheiben herabließ und meine Mutter sich so hektisch durch den Dampf bewegte, dass sie eher an den Heizer im Maschinenraum eines Dampfers erinnerte. Sie fixierte mich mit stählernem Blick.

»Raus«, war alles, was sie sagte.

»Mama, Onkel Thomas und Tante Britta sind da.«

»Oh Gott«, lautete die aufmunternde Bemerkung meiner Mutter. Sie scheuchte mich aus der Küche zurück ins Wohnzimmer, wo ich meinen Cousin Michel dabei ertappte, wie er die Reste der Schokolade aß, die mir der Nikolaus gebracht hatte. Der sich daraus ergebende Krawall dauerte, bis das Abendessen fertig war und meine Mutter mit gehetztem Gesichtsausdruck aus der Küche auftauchte, um uns an den Tisch zu bitten. Sie musterte Michels vom Weinen verquollenes rotes Gesicht, und ihre Oberlippe kräuselte sich, aber sie sagte nichts. Vorsicht ist eben besser als Nachsicht, und so kehrte sie in die Küche zurück, um die Gans fertig zu zerlegen.

In dem Moment, als meine Mutter uns zu Tisch rief, eilten alle zur Toilette, Oma Kristel eingeschlossen. Auf eine Auffrischung ihres Make-ups in letzter Minute zu verzichten, das kam für Oma Kristel schlichtweg nicht infrage, denn ihre einzige wirkliche Schwäche war Eitelkeit. Keiner von uns hatte sie je ungeschminkt oder ihr Haar im Naturzustand gesehen. Letzteres war immer zu einer Art glitzerndem Silberhelm frisiert und mit Haarspray fixiert.

Heute war der Helm leicht verbeult, denn Oma Kristel war einige Male in der Küche gewesen, um einen Rat bezüglich der glasierten Pfirsiche zu erteilen, die zur Gans serviert werden sollten. Deshalb nahm sie eine Riesendose Haarspray, die an einen Torpedo erinnerte, mit ins Bad und dazu ihre pralle Handtasche, die mit teuren Lippenstiften und Faltenkillern in Industriestärke wohlgefüllt war.

Oma Kristel hatte an jenem Tag gut ausgesehen, wie mein Vater Wolfgang und sein Bruder Thomas sich bei der Beerdigung wehmütig versicherten. Weil sie stets auf ihre

Ernährung achtete, hatte sie bis ins hohe Alter ihre elegante Figur bewahrt. An ihren schlanken Beinen trug sie feine Nylonstrümpfe und modische spitze Pumps aus schwarzem Leder mit hohem Rist. Dazu einen unpassend engen, aber zweifellos schicken schwarzen Rock aus samtartigem Stoff und einen grellrosa Mohairpullover, den ein dünner schwarzer Gürtel in der Taille zusammenschnürte. An ihrem Busen, der immer noch so vorsprang, dass man an die Pin-ups der 1940er-Kriegsjahre denken musste, hatte sie wie einen Orden eine große Diamantbrosche befestigt. Ich tröste mich mit der Vorstellung, dass sie beim letzten Blick in den Spiegel im großen Bad mit dem, was sie erblickte, durchaus zufrieden gewesen war.

Trotzdem nahm sie sich viel Zeit, ihr Make-up aufzufrischen, sodass meine Mutter bereits die Teller auf den Tisch stellte, bevor Oma Kristel zum Haarspray griff.

»Oma Kristel!«, rief meine Mutter angespannt, aber bemüht, gegenüber ihrer willensstarken Schwiegermutter keinen zu scharfen Ton anzuschlagen.

»Mama!«, brüllte Onkel Thomas, der in solchen Dingen weniger sensibel war und zweifellos schon nach der Gans und der Leberfüllung gierte.

Oma Kristel rückte ihr Haar zurecht und besprühte es dann mit der Hingabe eines Automechanikers, der einen BMW umspritzt. Sie schaffte es, dabei auch ihr Dekolleté und ihre Schultern so einzunebeln, dass der rosa Mohair von winzigen Tröpfchen glitzerte und eine Haarspraywolke über ihr hing. Anschließend steckte sie die Dose zurück in ihre Tasche und begab sich zu Tisch.

Die großen Lampen waren aus, und mein Vater stand mit der Streichholzschachtel bereit, um den Adventskranz anzuzünden. Oma Kristel warf ihm einen Wessen-Sache-ist-das?-Blick zu und streckte die Hand nach den Streichhölzern aus. Sie schob die Schachtel auf, nahm ein Hölzchen heraus und entzündete es schwungvoll.

Die Flamme erleuchtete das schummrige Zimmer wie eine winzige goldene Fackel. Einen Augenblick lang hielt Oma Kristel sie hoch, dann geschah das Unglaubliche. Das Streichholz glitt ihr aus den Fingern und fiel auf ihren rosa Mohairbusen. Mit einem »Wuuumm!«, das an einen anspringenden Gasboiler erinnerte, entzündete sich das Haarspray, mit dem Oma Kristel sich eingenebelt hatte, und ließ sie in einer Flammensäule verschwinden.

Eine schreckliche endlose Sekunde lang herrschte Schweigen, dann brach die Hölle los. Tante Britta stieß einen stilechten Horrorfilmschrei aus und schlug die Hände vors Gesicht. Es krachte, als mein Vater ein paar Stühle umstieß, weil er herumfuhr, um sich irgendwas zu schnappen, womit er die Flammen ersticken konnte. Onkel Thomas versuchte gedankenlos fluchend sich seines Jacketts zu entledigen, um es über die lodernde Gestalt zu werfen. Dabei waren seine Augen vor Schreck geweitet. Michel und Simon brüllten vor Angst. Das Gleiche galt wohl für mich, denn noch Tage danach war ich von dem Kreischen heiser. Meine Mutter, die gerade mit Topfhandschuhen den Gänsebraten auf einer Platte ins Esszimmer trug, ließ das Ganze auf den Natursteinboden krachen.

Nur Sebastian saß von all dem ungerührt in seinem Hochstuhl und schien den Eindruck

zu haben, es handele sich um das normale Adventsprogramm. Alle anderen waren in Panik. Mit grauenerregender Endgültigkeit kippte Oma Kristel schließlich vornüber auf den Esstisch zwischen splitternde Gläser und zerbrechendes Porzellan.

Endlich kamen mein Vater und Onkel Thomas in Bewegung: Mein Vater leerte eine Flasche Mineralwasser über Oma Kristels rauchende Überreste, und Onkel Thomas breitete sein Sakko, von dem er sich inzwischen befreit hatte, über die ganze Bescherung. Für Oma Kristel kam das allerdings zu spät, sie war, wie es im Deutschen so schön heißt, mausetot. Wie ein Vorschlaghammer, der auf eine Tischuhr donnert, hatte der Schock ihr Herz zum Stillstand gebracht. Ihre nach wie vor elegant beschuhten Beine waren gespreizt, und sie hatte keinerlei Ähnlichkeit mehr mit Oma Kristel, sondern sah aus wie eine Schaufensterpuppe. Erst in der Stille, die dann folgte, begann Sebastian zu weinen.

3. Kapitel

Ich denke, genau das faszinierte mich an dem Märchen vom unerschrockenen Hans, dem furchtlosen Müller, der im Eschweiler Tal nördlich des Städtchens gelebt haben soll. Wenn man den hiesigen Legenden Glauben schenkt, musste das Tal der gruseligste Ort der Welt gewesen sein, sozusagen randvoll mit Geistern, und Hans war der einzige Mensch, der sich dort zu leben traute. Das und sein unverwechselbarer Name machten Hans für mich weitaus realer als alle historischen Persönlichkeiten der Gegend, wie etwa Abt Markward, über den es für uns endlose, schreckliche Schulprojekte gab.

Die Vorstellung von einem Menschen, der ohne mit der Wimper zu zucken mit Hexen und Gespenstern fertig wurde, war ungemein anziehend für jemand, der eine reißerische Familienaneddote wie eine Eisenkugel an einer Kette mit sich herumschleppte. Jetzt, wo ich bald alt genug bin, um selbst als erwachsen zu gelten, könnte ich mit dem Tratsch und den Hänseleien vielleicht besser umgehen, doch als Zehnjährige erschien es mir als das größte Unglück der Welt, das Mädchen zu sein, dessen Großmutter explodiert war. Außerdem gab es mir das Gefühl unendlicher Einsamkeit.

Der unerschrockene Hans hätte mit Sicherheit keine Miene verzogen, selbst wenn jedes einzelne Mitglied meiner weitverzweigten Familie explodiert wäre. Ich stellte ihn mir als großen breitschultrigen Mann vor, in traditioneller grüner Försterjoppe mit Hirschhornknöpfen. Er musste ein freundliches Gesicht, einen buschigen Bart mit grauen Strähnen und blitzende blaue Augen gehabt haben. Und er hatte, wie jedermann im Umkreis von zehn Kilometern, natürlich die Geschichte vom Ableben meiner Großmutter auch gehört, aber er hätte mich trotzdem freundlich, wenn auch ernst, begrüßt, ohne das flammende Finale meiner betagten Verwandten zu erwähnen.

Wenn etwa eines dieser alten Weiber, die wie Vampire auf der Suche nach ungeschützten Kehlen durch die Straßen des Städtchens streiften, auf das Thema kam, dann warf es mir nur einen Blick aus funkelnden Augen zu, fuhr mir durchs Haar und sagte: »Ach, Kind«, als handele es sich lediglich um eine kindische Albernheit, über die man kein weiteres Wort zu verlieren brauchte. Als ob es nicht um das heißeste Thema im Städtchen seit fünfzig Jahren und für mich persönlich um eine Art Lepraglocke gegangen wäre.

Am Montag und Dienstag nach Oma Kristels Unfall ging ich nicht zur Schule. Dort machte man sich auch nicht die Mühe anzurufen und nach meinem Verbleib zu fragen. Frau Müller, die im Schulsekretariat arbeitete, wohnte im Haus gegenüber und war dank ihrer Antennen schon in dem Moment auf der Straße erschienen, als die Sirene des Krankenwagens zu hören gewesen war.

Wie in solchen Situationen üblich, wurde ein Mitschüler beauftragt, mir die Hausaufgaben vorbeizubringen. Eigentlich hätte ich den Braten schon riechen können, als Thilo Koch am Montag und Daniela Brandt am Dienstag auftauchten. Denn keiner von beiden war mit mir befreundet.

Thilo gehörte zu den ältesten Kindern in unserer Klasse, weil er erst mit sieben eingeschult worden war. Er war groß für sein Alter und hatte schon einen ziemlichen Bauch. Mit seinen kurzgeschorenen Haaren und seinen eingesunkenen Knopfaugen erinnerte sein Gesicht an ein zu prall gefülltes Sofakissen. Ich hielt mich grundsätzlich von Thilo fern, so wie man Abstand zu einem übellaunigen Tier hält.

Daniela Brandt war nicht so offensichtlich ehrfurchtgebietend, aber auf ihre Weise genauso gefährlich. Sie besaß ein scharf geschnittenes blasses Gesicht und eine schmale, spitze Nase, die aussah wie ein Schnabel, mit dem sie auf die Schwachstellen ihrer Mitmenschen einhacken wollte. Thilo und Daniela hatten noch nie die geringste Neigung gezeigt, jemand anderem einen Gefallen zu tun, noch waren sie für diesen Botengang die naheliegende Wahl. Marla Frisch, die nur drei Häuser die Straßen hinunter wohnte, hätte mir normalerweise die Hausaufgaben vorbeigebracht, so wie damals in der ersten Klasse, als ich die Windpocken hatte.

Thilo kam nicht einmal bis ins Haus, da mein Vater die Tür öffnete. Thilo war das wandelnde Klischee, der Schulhofrabauke mit einer gehörigen Portion Feigheit. Er warf einen Blick auf meinen Vater, der trotz seiner roten Augen ziemlich einschüchternd aussah, und beschloss wohl, sich auf keine Diskussion einzulassen. Allerdings reckte er seinen kahlgeschorenen Kopf so weit um den Türrahmen, wie es eben ging. Wohl in der Hoffnung, einen Blick auf eine verrußte Zimmerdecke oder ein verkohltes Tischtuch zu erhaschen. Mein Vater nahm ihm die Blätter mit den Hausaufgaben aus den mopsigen Fingern, schob ihn sanft nach draußen und schloss die Tür.

Am nächsten Tag kreuzte Daniela Brandt auf und schaffte es tatsächlich bis ins Haus. Meine Mutter, die ihr die Tür aufmachte, hielt sie für eine Schulfreundin. Ich saß gerade im Wohnzimmer und hatte mich mit einem Buch in den Lieblingssessel meines Vaters gekuschelt. Doch ich war unfähig zu lesen, weil die Erinnerungen wie ein Videoclip ständig in einer Endlosschleife vor meinem inneren Auge abliefen.

Die Tür ging auf, und meine Mutter trat ein. Daniela folgte ihr, und ihr spitzes Gesicht sah in dem Dämmerlicht wie ein weißes Dreieck aus.

»Schau mal, wer da ist«, sagte meine Mutter mit brüchiger Stimme. Ihr Blick schien mich zu streifen und glitt dann ab. Sie war immer noch wie betäubt. Mein Vater war in der Lage gewesen zu weinen, aber bei meiner Mutter war Oma Kristels Tod noch nicht wirklich angekommen. Tagelang ging sie wie eine Schlafwandlerin umher und trug gedankenverloren Weihnachtsdeko von einem Raum zum anderen. Sie strich mit den Händen über ihre Schürze und verschwand in Richtung Küche.

Daniela schlüpfte wieselflink ins Zimmer. So wie der Blick meiner Mutter ziellos umhergeschweift war, schien der ihre alles messerscharf zu durchdringen. Ihre Augen waren überall, und ich hätte schwören können, dass ihre lange, dünne Nase zitterte.

»Ich bringe dir die Hausaufgaben, Pia«, sagte sie, sah mir dabei aber nicht in die Augen. Mit unverhohlener Neugier spähte sie nach wie vor in jeden Winkel.

»Danke«, erwiderte ich kurz angebunden. Ich ließ das Buch nicht sinken, sondern wartete angespannt, dass sie wieder gehen würde.

Eine lange Pause trat ein.

»Es tut mir leid wegen ... du weißt schon«, sagte sie schließlich.

»Wegen was?«, sagte ich in scharfem Ton. Ich blätterte so heftig um, dass die Seite zerriss.

Daniela lachte kurz auf, und es klang wie das Bellen einer Füchsin. »Na, wegen deiner Oma«, sagte sie mit ihrer besten »Bist-du-blöd-oder-was?«-Stimme. Mit einer Schuhspitze zog sie einen langen Strich entlang den Dielenbrettern und schüttelte sich dann ihr mattbraunes Haar aus dem Gesicht. »Alle reden darüber«, informierte sie mich. »Wir konnten es gar nicht glauben, weißt du.« Verschwörerisch senkte sie die Stimme und warf einen raschen Blick auf die Tür, um sicherzugehen, dass meine Mutter außer Hörweite war. »Ist es hier passiert? In diesem Zimmer?«

Ich sah nicht auf. »Hau ab, oder ich schreie«, sagte ich nur.

»Sei doch nicht dumm«, sagte Daniela gekränkt. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus, als habe sie es mit einer hoffnungslos Verblödeten zu tun. An meiner Stelle hätte sie in der Aufmerksamkeit gebadet, so viel war sicher. Ihr wäre es wohl wert gewesen, beide Großmütter zu verlieren und noch eine oder zwei Tanten dazu, nur um einmal im Mittelpunkt zu stehen. »Komm schon, Pia ...«

»Hau ab, oder ich schreie«, wiederholte ich.

Sie lachte erneut dieses leicht affektierte Lachen. »Du musst nicht so –«

Weiter kam sie nicht, weil ich unvermittelt den Kopf in den Nacken legte und tatsächlich schrie, so laut ich konnte. Bevor Daniela darauf reagieren konnte, flog krachend die Tür auf, weil meine Mutter wie eine Rhinoceroskuh, die ihr Junges verteidigt, hereinstürzte. Unpassenderweise hatte sie noch den karierten Topfhandschuh an einer Hand.

»Mein Gott, Pia! Was ist passiert?!«

Ich schloss abrupt meinen Mund und sah Daniela Unheil verkündend an. Meine Brust hob und senkte sich heftig. Meine Mutter blickte von mir zu Daniela und wieder zurück. Dann fasste sie Daniela sehr sanft an der Schulter und begann sie aus dem Raum zu dirigieren.

»Ich denke, du gehst jetzt besser, Liebes. Pia ist ziemlich durch den Wind«, sagte sie zu dem überrumpelten Mädchen, während sie mit der Topfhandschuh-Hand die Haustür öffnete. »Danke, dass du die Hausaufgaben vorbeigebracht hast«, fügte sie noch hinzu. »Das war sehr nett von dir.«

Einen Augenblick später rauschte sie wieder ins Wohnzimmer. Der plötzliche Energieschub schien verpufft, und sie wirkte wieder zerstreut. Sie kam zu mir her und kauerte sich vor mich hin, als wäre ich ein Kleinkind.

»Hat deine Freundin irgendetwas gesagt, das dich aufgeregt hat?« Sie hätte auch sagen können »deine kleine Freundin«.

»Sie ist nicht meine Freundin«, verkündete ich.

»Na ja, aber es war doch nett von ihr, dir die Hausaufgaben vorbeizubringen«, sagte meine Mutter.

»Das war kein bisschen nett«, klärte ich sie auf und spürte, wie jeden Augenblick ein neuer Schrei aus mir hervorbrechen konnte. »Sie wollte wissen, ob es in diesem Zimmer passiert ist, dass Oma Kristel ... du weißt schon.«

»Oh«, machte meine Mutter. Sie machte eine sehr lange Pause und schien nachzudenken. Dann tätschelte sie meine Schulter. »Mach dir nichts draus, Pia. Das wird nur kurze Zeit Tagesgespräch sein. Bald werden sie es leid sein, darüber zu reden.«

Meine Mutter hatte in vielen Dingen recht, aber in einem Punkt lag sie auf geradezu eklatante Weise daneben, und das war das Interesse am Tod von Oma Kristel. Selbst heute noch, so viele Jahre und nach allem, was in jenem schrecklichen Jahr passiert ist, bin ich überzeugt, dass, wenn man bei einer beliebigen Person aus Bad Münstereifel den Namen Kristel Kolvenbach erwähnen würde, die spontane Reaktion wäre: War das nicht die Frau, die bei einem Adventsessen explodiert ist? Tagesgespräch nur für kurze Zeit war das eindeutig nicht.

4. Kapitel

Die Grundschule begann in der ersten Januarwoche wieder. Normalerweise ging ich zusammen mit Marla Frisch. Doch als ich meinen Ranzen packte, in dem deutsche Schulkinder ja üblicherweise tonnenschwere Mengen Schulbücher schleppen, sah ich Marla mit hüpfenden hellbraunen Zöpfen ohne anzuhalten an unserem Fenster vorbeigehen. Bis ich meinen Wintermantel angezogen und die Haustür geöffnet hatte, war sie bereits um die Straßenecke verschwunden. Verwirrt blickte ich ihr nach. Na gut. Vielleicht hatte sie nicht gedacht, dass ich schon wieder zur Schule gehen würde.

Ich schwang mir meinen Ranzen auf den Rücken, rief meiner Mutter auf Wiedersehen zu und trat auf die Kopfsteinpflastergasse, während ich die Tür hinter mir zuzog. Es war immer noch nicht richtig hell, und der Himmel sah aus wie Blei. Winzige Schneeflocken wirbelten durch die Luft, und mein Atem trat in kleinen Wölkchen aus. Die wenigen Menschen, die an mir vorübergingen, hatten ihre Jacken zum Schutz gegen die Kälte fest um sich gezogen.

Als ich das Schultor erreichte, schaute ich auf meine Uhr. Es war zwölf nach acht. Die Glocke würde in exakt drei Minuten läuten. Ich eilte hinein, nahm auf der Treppe in den ersten Stock immer zwei Stufen auf einmal und schüttelte mir dann den Ranzen von den Schultern. Als ich meinen Mantel auf den Haken hängte, sah ich auf und bemerkte das spitze Gesicht von Daniela Brandt, die aus dem Türrahmen des Klassenzimmers spähte, genau eine Sekunde bevor sie zurückzuckte und wie eine Ratte in ihrem Loch verschwand.

Ich stand einen Augenblick vor meinem Haken und fragte mich, ob ich mir das nur einbildete oder ob tatsächlich plötzlich aufgeregtes Geflüster aus dem Klassenraum zu hören war.

»Frau Koch sagt, ihre Großmutter sei wirklich explodiert!«

»Ging hoch wie eine Bombe ...«

»Zu Asche verbrannt ...«

»Sie konnten sie nur an ihren Zähnen identifizieren, sagt meine Tante Silvia.«

Plötzlich wollte ich da nicht reingehen. Eine düstere Vorahnung überfiel mich. Jetzt würde es nichts nützen zu schreien. Frau Eichen würde es niemals dulden, und, was noch schlimmer war, gegen eine Klasse von 22 Zehnjährigen wäre es nicht nur nutzlos, sondern würde mich erst recht zum unwiderstehlichen Objekt ihrer Neugierde machen.

Oma Kristel war ihnen egal, genauso wie ihr Bemühen um Attraktivität, lange nachdem sich ihre Jugend verabschiedet hatte und aus der alternden Behausung ausgezogen war. Oder so egal wie die Tatsache, dass sie immer ein kleines Geschenk für mich hatte, ein Pröbchen mit einem unzumutbaren Duft oder irgendeine Glitzerbrosche. Oder so egal wie ihre Schwäche für Kirschlikör.

All das hatte ihnen nichts bedeutet. Was sie dagegen wissen wollten, war, ob sie »in echt« wie ein Feuerrad losgegangen war und in alle Richtungen Funken gesprüht hatte. Ob wirklich jedes einzelne Haar auf ihrem Kopf verbrannt war. Ob man sie tatsächlich

anhand ihrer Ringe hatte identifizieren müssen. Ob es stimmte, dass Tante Britta einen epileptischen Anfall erlitten hätte, als es passierte. Stimmte es wirklich, dass ...?

Das Flüstern erstarb in dem Moment, als ich durch die Tür ins Klassenzimmer trat. Zweiundzwanzig vor Neugier geweitete Augenpaare fixierten mich, während ich widerwillig weiter durch den Raum schritt und den Stuhl unter dem Tisch hervorzog, an dem ich auch sonst saß. Frau Eichen war noch nicht da. Sie pendelte aus Bonn und kam oft erst unmittelbar bevor die Glocke läutete.

Als ich auf meinen Stuhl rutschte, war das Schweigen, das mich umgab, mit Händen zu greifen. Die anderen Kinder standen herum und starrten mich aus sicherer Entfernung wie Rindviecher an. Als ich ein Buch aus der Bücherei aus der Tasche nahm und auf den Tisch knallte, zuckten alle zurück. Ich bemerkte, dass niemand seine Sachen auf meinen Tisch gelegt hatte. Jemand hatte einen Ranzen mit rosa Blumen auf dem Stuhl mir gegenüber stehen gelassen. Mit einer unvermittelten Bewegung schnappte ihn sich Marla Frisch und zog sich wieder zurück.

Bevor ich mir überlegen konnte, wie ich darauf reagieren sollte, läutete es, und Frau Eichen betrat das Klassenzimmer. Sie sah ein wenig gehetzt aus. Ihr kastanienbraunes Haar quoll unter der silbernen Haarspange hervor, und ihre Strickjacke rutschte von einer Schulter herunter.

»Alle hinsetzen!«, bellte sie uns an und versuchte, ihre Verspätung mit ein wenig Strenge zu kaschieren. Hektische Bewegung setzte ein. Ich schaute auf meine Hände, um nicht den Blicken meiner Klassenkameraden zu begegnen. Trotzdem entging mir nicht, dass sich niemand an meinen Tisch setzte. Rund um mich herum schien gähnende Leere zu sein.

An einem anderen Tisch war es zu einem kleinen Streit gekommen, als Thilo Koch und ein anderer Junge versuchten, sich gleichzeitig auf denselben Stuhl zu setzen. Frau Eichen, die bis dahin noch damit beschäftigt war, einen Berg Hefte und Bücher, die sie unter dem Arm hatte, auf dem Tisch zu deponieren, sah unvermittelt auf. Sie musste feststellen, dass die ganze Klasse außer mir versuchte, sich an vier der fünf Tische zu quetschen, und dass ich – Pia Kolvenbach – einsam, mit gesenktem Kopf und schamrotem Nacken an dem verbliebenen Tisch hockte. Während sie dieses Bild noch in sich aufnahm, gab es ein dumpfes Geräusch, als es Thilo Koch schließlich gelang, den anderen Jungen vom Stuhl und auf den Boden zu schieben. Einen Moment lang herrschte Schweigen.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Frau Eichen mit eisiger Stimme.

Absolute Stille, während Frau Eichen finster in ein Gesicht nach dem anderen blickte.

»Wer sitzt normalerweise an Pias Tisch?«, fragte sie, und ein Geschubse und Flüstern brach los, aber offenbar war niemand bereit, sich zu melden. Frau Eichen pickte sich ein Gesicht aus der Horde heraus, die sich um den Tisch am Fenster drängelte.

»Maximilian Klein.«

Doch Maximilian machte keine Anstalten, sich zu rühren. Er schien auf dem Platz, wo er sich zwischen zwei andere Kinder gequetscht hatte, zu schrumpfen und sah überall hin,

nur nicht zu Frau Eichen oder mir.

»Marla Frisch.«

Da hob ich den Kopf. Marla und ich galten als befreundet. Ich konnte ihr in die Augen sehen und warf ihr einen bittenden Blick zu. Sie schaute weg.

Frau Eichens Gesicht verfärbte sich leicht rosa. So offenkundigen Ungehorsam war sie nicht gewohnt.

»Würde mir irgendjemand freundlicherweise erklären, was hier los ist?«, verlangte sie.
»Warum sitzt Pia allein?«

Schließlich ergriff Daniela Brandt, die ja keine Gelegenheit ausließ, im Rampenlicht zu stehen, das Wort.

»Bitte, Frau Eichen, wir finden, wir sollten nicht neben ihr sitzen müssen.«

»Was soll das heißen, ihr findet, ihr solltet nicht neben ihr sitzen müssen?«, giftete Frau Eichen.

»Vielleicht ist es ansteckend, Frau Eichen«, sagte Daniela mit einem Grinsen. Ein anderes Mädchen unterdrückte ein Kichern.

Frau Eichens Blick wanderte kurz zu mir, als wollte sie mich auf Symptome einer unangenehmen Erkrankung kontrollieren. Dann seufzte sie tief. »Vielleicht ist was ansteckend?«, fragte sie in genervtem Ton.

»Das Explodieren«, sagte Daniela und stieß einen kleinen Kiekser aus, der klang wie das Lachen einer Hyäne.

Das genügte, die Klasse war nicht mehr zu halten. Einige Mädchen machten sich ein Spiel daraus, ihre Stühle noch ein wenig weiter weg zu rücken, außer Reichweite von Pia Kolvenbach, der potenziell explosiven Schülerin. Die meisten aber hielten sich nur die Seiten und lachten johlend. Nachdem die erste Heiterkeitswelle gerade verebbt war, deutete Thilo Koch mit den Armen eine Explosion an und machte dazu ein kräftiges Pupsgeräusch. Da brach das Gelächter erneut los. Mit geröteten Gesichtern klammerten sich meine Klassenkameraden aneinander, als könnten sie sonst von der Welle der Erheiterung fortgerissen werden.

Wortlos und hilfesuchend blickte ich Frau Eichen an. Bestürzt musste ich an ihrem verschlossenen Gesichtsausdruck und den fest zusammengepressten Lippen erkennen, dass auch sie gegen eine aufsteigende Lachsalve ankämpfte. Dann bemerkte sie, dass ich sie ansah, und mit geradezu titanischer Willensanstrengung fasste sie sich und knallte ein Buch derart auf den Tisch, dass es inmitten des Gelächters wie ein Schuss klang.

»Seid ruhig!«, brüllte sie. Nach ein paar von Räuspern und Husten erfüllten Sekunden herrschte im Klassenzimmer wieder mehr oder weniger Ordnung.

»Setzt euch auf eure Plätze!«

Niemand rührte sich. Dann trat eine sehr lange Stille ein, die nur vom Knarzen der Stühle und dem unangenehmen Drängeln aneinandergesessener Körper durchsetzt war. Mir kam es vor, als wäre eine Ewigkeit vergangen, als ich plötzlich hörte, wie ein Stuhl zurückgeschoben wurde und jemand aufstand.

Oh, nein. Stink-Stefan. Er saß normalerweise nicht mal an meinem Tisch. Was machte

er da? Zweiundzwanzig Augenpaare folgten ihm, als er zielstrebig an meinen Tisch kam, seinen schaukelnden armseligen Ranzen in der einen Hand, seinen Stuhl in der anderen. Er stellte den Stuhl neben mich, setzte sich und verschränkte die Arme, als warte er auf etwas. Da wäre ich wirklich am liebsten im Erdboden versunken.

Stink-Stefan, der unbeliebteste Schüler der Klasse. Wenn ich ihn als Verbündeten brauchte, dann war für mich wirklich alles zu spät. Ich senkte den Kopf wieder, entschlossen, seinen Blick nicht zu erwidern. Er brauchte nicht zu glauben, ich wäre dankbar für seine Unterstützung. Doch so unwillkommen mir seine Geste auch gewesen sein mochte, sie brach den Bann. Einen Augenblick später erhoben sich zwei weitere Kinder und schleppten ihre Stühle und Taschen zurück an meinen Tisch. Schließlich kam auch Marla Frisch, auch wenn sie dreinsah, als ginge sie zu ihrer eigenen Hinrichtung, und setzte sich so weit wie möglich von mir entfernt hin.

Als die Glocke am Ende des Vormittags erklang, erschien mir das wie ein Segen. Ich ließ mir mit dem Einpacken meines Ranzens absichtlich so lange Zeit, bis alle anderen gegangen waren, bevor ich aus dem Klassenzimmer huschte. Alle bis auf Stink-Stefan waren weg. Er stand auf der anderen Seite der schweren Feuerschutztür, oben an der Treppe, und wartete auf mich.

Ich schulterte meinen Ranzen, drückte die Tür auf und marschierte entschlossen und ohne ein Wort an ihm vorbei. Als ich die Treppe hinunterging, meinte ich ihn etwas sagen zu hören, und ohne es zu wollen, drehte ich mich halb zu ihm um und schaute ihn an. Unsere Blicke begegneten sich. Einen Moment lang musterten wir einander, dann warf ich den Kopf herum und stürmte die Treppe hinunter, den Flur entlang, durchs Schultor, wohin auch immer, bloß weg. Aber es half nichts: Stink-Stefan und ich waren bereits ein Paar.